

elektroakustischen Musik. Seine berühmtesten Werke, die «Synchronisms», entstanden in einem Zeitraum von mehr als 40 Jahren. Für sein Stück «Synchronisms No. 6» erhielt er 1971 den Pulitzerpreis. Dennoch ist er in Europa kaum bekannt. Umso verdienstvoller ist das Projekt des Ensemble Phoenix, die sieben «Synchronisms» für Soloinstrumente und Tonband live aufzuführen.

Die Idee dazu stammt vom Flötisten und Phoenix-Mitbegründer Christoph Bösch: Er spielte 2008 in New York Davidovskys «Quartetto for flute and strings» und lernte dort den Komponisten kennen und schätzen. Davidovsky erfuhr vor seinem Tod im August 2019 noch vom Phoenix-Projekt. Er habe sich sehr gefreut, erzählt der Dirigent, Pianist und Phoenix-Mitbegründer Jürg Henneberger, der zusammen mit Germán Toro-Pérez die Supervision innehat.

Instrumente und Elektronik im Dialog

Als die Live-Aufführung 2020 nicht stattfinden konnte, spielte das Ensemble Phoenix im Jahr darauf eine Doppel-LP mit den sieben «Synchronisms» ein: Darauf ist zu hören, wie kongenial die Phoenix-Solistinnen und -Solisten Davidovskys vielschichtige, die Möglichkeiten der Instrumente bis an ihre Grenzen ausreizende Werke in Klang setzen. Davidovsky lässt seine elektronischen Parts in einen spannungsvollen Dialog mit den instrumentalen treten. Grossartig ist, wie die Solistinnen und Solisten ihrerseits ins Gespräch mit den elektronischen Klängen kommen und die Musik in ihrer ganzen Tiefe erklingen lassen.

So steigert die Doppel-LP die Vorfreude auf das Live-Erlebnis im Gare du Nord, wo die sieben «Synchronisms» vom Flötisten Christoph Bösch, der Cellistin Stéphanie Meyer, dem Pianisten Ludovic Van Hellemont, dem Violinisten Friedemann Treiber, dem Gitarristen Maurizio Grandinetti, dem Kontrabassisten Aleksander Gabrys sowie der Klarinetistin Toshiko Sakakibara gespielt werden. ■

www.ensemble-phoenix.ch

Ensemble Phoenix Basel, «Davidovsky+»:

Fr 21.2., Sa 22.2., jeweils 20 h,

Gare du Nord, www.garedunord.ch S. 43

Sichtweiten

Kolumne von
Salvatore Lavecchia*



Ich bin Weite

Ich sehe, also bin ich kein Punkt.

Nirgendwo besser als im unbefangenen Erleben des Sehens begegnet mir sonnenklar: Ich würde kein Anderes sehen, wenn ich das wäre, was das herkömmliche Bild des wahrnehmenden Ichs uns vorstellt. Dieses Bild ist ein innerhalb meines Leibes verortbarer, in sich eingeschlossener Punkt, der sich als von der Welt abgegrenzt erlebt: Hier bin ich, innen, da ist die Welt, aussen.

Mit diesem Bild klingt die übliche Vorstellung zusammen, die das – eindeutig verortbare – Gehirn als den eigentlichen Protagonisten des Sehens sowie aller anderen Wahrnehmungen betrachtet. Das unbefangene Erleben des Sehens zeigt mir jedoch kein sehendes Gehirn; genauso wenig zeigt es mir das sehende Ich als verortbaren Punkt. Und ich würde in der Tat kein wirklich Anderes sehen, wenn mein sehendes Ich im Ereignis des Sehens nicht das Gegenteil eines verortbaren, in sich geschlossenen Punktes wäre.

Tatsächlich bin ich im vorurteilslosen Erleben des Sehens augenblickliche, sich unendlich öffnende Weite, der die Offenbarung des Anderen unbeeinträchtigt begegnen kann, ohne dass mein Offenbarwerden beeinträchtigt wird. Bestimmt hilft mir dabei die Physiologie meines Leibes, würde ich aber ein wirklich Anderes sehen, wenn das sehende Ich an sich keine Begegnung bildende, keine dialogische Tätigkeit wäre?

Ich sehe, also bin ich kein Punkt! Ich als Gespräch, ich als unendliche Weite bin in jeder Begegnung mit der Welt. Sonst wäre mein Sehen kein Sehen, das Anderes sehen kann.

Um die gegenwärtigen, aber auch die künftig möglichen Weiten unserer Sicht immer besser kennenzulernen, müssen wir vielleicht doch lernen, unser sehendes Ich bewusst radikal anders zu sehen, als es herkömmlich geschieht: Kein in sich geschlossener Punkt, sondern lebendige, dynamische Mitte und zugleich, augenblicklich, unerschöpflich sich öffnende Weite bin ich, wenn ich wirklich Anderes sehe.

Werden wir unserem sehenden Ich nicht immer mehr durch ein neues Sehen bewusst begegnen wollen, wird uns vielleicht irgendwann das wirkliche, unbefangene Sehen des Anderen verlassen? Wenn wir die Weiten des sehenden Ichs weiterhin in das Korsett eines verortbaren Punktes einengen werden, warum sollten die Sichtweiten für uns nicht irgendwann verschwinden?

*Philosoph an der Universität von Udine und am Philosophicum Basel. In der Kolumne «Sichtweiten» laden uns Mitwirkende des Philosophicums ein, mit frischem Blick auf altbekannte Fragen zu schauen, Vertrautes in einem neuen Licht zu sehen und so die eigene Wahrnehmung zu kultivieren. www.philosophicum.ch